Apokalyptiker der weiten Räume

Ein Kunstwerk, 35 Hektar groß, ein bizarres, schönes, unheimliches Ensemble aus Glasbauten, unterirdischen Gängen, Skulpturen, großformatigen Gemälden und wilder Landschaft – das entsteht seit 1993 im südfranzösischen Barjac auf La Ribaute, dem Ateliergelände des deutschen Malerstars Anselm Kiefer. Der ins Kolossale vernarrte Künstler („Ich denke vertikal") schichtet aus den Trümmern der Historie und den Formen der Natur eine Bildsprache, die die Grenzen zwischen Malerei, Bildhauerei und Architektur souverän überschreitet. Kiefer, 56, stellt demnächst 25 seiner monumentalen Bildwerke unter dem Titel „Die sieben Himmelspaläste" in der Baseler Fondation Beyeler aus (28. Oktober bis 17. Februar 2002) – in dem von Renzo Piano entworfenen Neubau der Stiftung aus dem Jahr 1997. Der österreichische Schriftsteller Christoph Ransmayr, 47, hat den hier vorab gedruckten Text für diese Ausstellung der Fondation Beyeler geschrieben – ein außergewöhnliches Stück Prosa, kongenial zum weltbaumeisterlichen Gestus Kiefers. Der Erzähler Ransmayr, schon im Titel seines Romans „Die letzte Welt" (1988) als Apokalyptiker der weiten Räume ausgewiesen, begeht die Kiefersche Phantasielandschaft so hingebungsvoll und eigenwillig, dass daraus ein selbständiges, sprachmächtiges, düsteres Welt-Gebirge erwächst. Sprachbilder türmen sich auf wie kosmische Katastrophen – sie entsprechen eigenartig der Gestimmtheit dieser Tage. Ransmayr umkreist und schafft dichterisch einen jener „magischen Orte der Absonderung", die Botho Strauß 1993 in seinem Essay „Anschwellender Bocksgesang" theoretisch skizziert hat – als Widerstandsnest einer kühnen Sprache gegen das gleichförmige „Verstehensgeräusch" des „elektronischen Schaugewerbes".

FONDATION BEYELER

Neubau der Fondation Beyeler
„Strahlende Himmelspaläste"

AUTOREN

Gänge in die Finsternis

Christoph Ransmayr über ein begehbares Kunstwerk von Anselm Kiefer

Hier … das hier ist die Wildnis. Im Moos, im Gras und schwarzen Laub wird jeder Schritt leiser. Und das hier, das ist die Straße, die neue, erst im Frühjahr ins Dickicht geschlagene Erdstraße, auf der brüchiger Lehm, Steine und Sand noch so lose und unverbunden liegen, dass unsere Schritte knirschen wie im Brucheis. Selbst die Hunde hört man laufen. Castor! Pollux! Hierher!

Wie dunkel es ist. Neumond. Über den Oliven, den Akazien und Maulbeerbäumen frühsommerliche, zirpende Finsternis. Pollux! Diese schwarzen, wie Scherenschnitte gereihten Palisaden dort drüben, das müssen die Pappelzeilen hinter den Teichen sein. Und die Lanzen und Schlachtmesser dort oben, genau unter dem Sternbild des Großen Bären, das ist die Zypressenallee. Nirgendwo ein erleuchtetes Fenster. Kein Widerschein einer Stadt. Nur einige versprengte, ferne Lichtfunken von Barjac, dem nächsten Dorf.

Selbst aus der Nähe ist Anselm Kiefer, der Gastgeber, der uns durch sein nachtdunkles Land im Süden Frankreichs vorangeht, kaum zu erkennen. Manchmal folgen wir bloß einer Stimme, dem Geräusch sich entfernender Schritte, einem schmalen Schatten. Nur wenige von uns kennen diesen Weg, und kaum einer hat ihn je bei Neumond beschritten. Wir, Spaziergänger in der Finsternis, suchen Kiefers Nähe oder zumindest seine Rufweite, als Gäste auf La Ribaute, jener stillgelegten Seidenfabrik, die für unseren Gastgeber im vergangenen Jahrzehnt eher Bastion und Zuflucht als Residenz geworden ist. Pollux! Castor! – Wir stolpern seinen Rottweilern nach. Bei anderen Gelegenheiten hat man uns auch schon als Sammler und Farbenhändler auf seiner Spur gesehen, als Galeristen oder Kommentatoren und Deuter seiner Kunst. Wir sind das Gefolge eines Meisters aus Deutschland.

Auf dem Weg von den schwarzen Teichen und einem schwarzen, nun in der Unsichtbarkeit wogenden Mohnfeld zu jenem Glasturm, in dem wir bei Tageslicht fünf und sechs Meter hohe Mammutsonnenblumen in Mänteln aus Gips pendeln sahen, die weißen Wurzeln den Wolken entgegengekrallt und die übergossenen Blütenschädel dicht über dem Zementboden … auf diesem nächtlichen Streifzug durch eine gläserne Kolonie der Kunst, vorüber an Glashäusern und Hallen aus Glas, in denen wir bei Tag tonnenschwere Stapel bleierner Buchseiten in einem Gestrüpp aus Stacheldraht und Dornen bereitliegen sahen, und in Gips und Bronze gegossene, nach französischen Königinnen benannte Krinolinen hockten wie leer gefressene Muscheln … auf unserem Weg kommt nun alles Licht von den Sternen. Die Mainacht ist windstill, wolkenlos. Aber friedlich?

Friedlich! Als ob die über Lichtjahre und Lichtjahre hinweg tobenden Gasorkane und atomaren Feuersäulen dort oben, dort unten, dort draußen!, diese elektromagnetischen Strahlenfluten und rotierenden Höllenöfen aus einer namenlosen, milliardenjährigen Vergangenheit und in alle Himmelsrichtungen davonjagenden, von Kernfusionen durchpulste Wolkenfäuste aus sich verdichtender und wieder zerstäubender Materie … als ob dieser ungeheuerliche Raum, durch den Spiralnebel und Sternhaufen wirbeln als kaum aufglänzende und schon wieder erlöschende Staubpartikel in einem eisigen Abgrund … als ob dieses ganze rasende Schauspiel von der illusorischen Größe und Dauer einer Ewigkeit irgendetwas mit Geborgenheit, mit Frieden und Stille zu tun haben könnte! Abendfriede!

Schon in der Dämmerung, kurz vor unserem Aufbruch in die Nacht, haben wir einen Abglanz des nuklearen Chaos dort draußen in jener großen, der größten Halle gesehen, deren Schattenriss nun die Baumkronen über-